

Kleiner Brünner Gassenbote



Freunden und Mitgliedern des DSKV Brunn

November / Dezember 2006

Brunn

Jahrgang / Nr. 6



Die Krippe von Židenice / Schimitz

Zum Geleit

Wo sollen wir diesmal anfangen? Wohl bei der Entschuldigung für die teilweise miserable Druckqualität der farbigen Exemplare. Wie es dazu kam? Da müssen wir ein wenig weiter ausholen: Wir können unseren Gassenboten ja nur machen, weil wir konsequent die Möglichkeiten ausschöpfen, die uns die heutige Computertechnik bietet. Also, ohne Computer keinen Gassenboten! Wir setzen 2 dieser Maschinen ein, um die Datenmenge zu bewältigen. Als der GB gerade im „Rohbau“ fertig war, gab der „Gestaltungsrechner“ seinen Geist auf, ein totaler Absturz und alle gespeicherten Daten entzogen sich und entziehen sich noch immer dem Zugriff. Eher aus Versehen, hatten wir vorher versuchsweise eine sogenannte .PDF Datei angelegt um das Lay-out, d.h. die äußere Gestalt zu überprüfen. Glücklicherweise hatten wir diese .PDF – Datei auf einem externen Speicher abgelegt, weil wir auch den Druck probieren wollten. Diesen Speicher, es ist ein sogenannter USB-Speicherstift, benützen wir, um die Dateien vom „Gestaltungscomputer“ zum „Farbdruckcomputer“ zu transportieren.

In der PDF-Datei können aber Fehler nur sehr umständlich und mit immensem Arbeitsaufwand korrigiert werden. Wir schreckten an sich vor diesem Aufwand nicht zurück, allerdings ist es dazu erforderlich, einzusätzliches Programm zu installieren.

Weil ja bekanntlich ein Unglück selten alleine kommt, stellte sich heraus, dass der „Farbdruckcomputer“ auch am Ende seiner Kapazität angekommen war. Wir konnten das oben erwähnte Zusatzprogramm nicht installieren, weil schlicht der Speicherplatz dafür nicht vorhanden war. Was also tun? Alle 28 Seiten neu schreiben, oder die enthaltenen Fehler in Kauf nehmen, d.h. Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser zuzumuten. Wir entschieden uns für die „Zumutung“. Ob Sie uns das Verzeihen? Wir hoffen es. Allerdings, sollten wir auch in Zukunft Probleme mit dem Farbdruck haben, müssen wir auf schwarz/weiß – Druck ausweichen.

Weihnachten steht vor der Türe: Unsere Freundin und DSKV – Mitglied, Mgr. Květoslavá (Flora) Pluhařová hat vor einiger Zeit für ihre Sprachschüler ein deutsches Weihnachtsheftchen zusammengestellt. Daraus bringen wir eine Geschichte über die Entstehung des Liedes „Stille Nacht“. Es ist nicht nur die Geschichte selbst, wir wollen damit auch die Tat von Frau Pluhařová herausstellen, eine solche Schrift in noch schwieriger Zeit gestaltet zu haben.

Insgesamt wird es in diesem Gassenboten ziemlich weihnachtlich zugehen.

Dann gab es in Brünn einige Ereignisse, an denen wir teilgenommen haben und die es wert sind, dass wir in unserem Gassenboten darüber berichten.

Bei einem dieser „Ereignisse“ ergab sich eine neue interessante Bekanntschaft. Lesen Sie dazu mehr unter „Die Krippe von Židenice“, oder „Die Schimitzer Krippe“.

Wir hoffen, dass wir mit dieser Ausgabe zu einem frohen Weihnachtsfest beitragen.

**Dieses und alles Gute im neuen Jahr wünschen Ihnen und den Ihrigen
Ihre Gassenbotenmacher Daniela Horak und Gerd Hanak**

-----O-----

Ursel Schefflet

Eine Maus und ein Lied

Nina, die Feldmaus, huschte an den Ufern der Salzach entlang. Es war bitterkalt. Alle Mauselöcher waren zugefroren. Sosehr Nina auch kratzte und scharrte, sie kam nirgends hinein.

Sie beschloß, ins Dorf zu laufen. Auch die Häuser der Menschen waren von Schnee bedeckt. Aber drinnen war es warm.

Irgendwo werde ich schon hineinschlüpfen, dachte die Maus. Und sie hatte Glück. Gerade als sie an der Dorfkirche vorbeikam, öffnete sich die Tür. Der Pfarrer kam heraus. Er war in Gedanken mit seiner Weihnachtspredigt beschäftigt. So bemerkte er gar nicht, wie die kleine Maus zwischen seinen Füßen hindurchhuschte. Gewissenhaft schloß er die Tür hinter sich zu.

Nina war froh, daß sie ein Dach über dem Kopf hatte. Als sie sich ein wenig ausgeruht hatte, verspürte sie schrecklichen Hunger. Sie suchte überall nach etwas Eßbarem. Aber die Sankt-Nikolaus-Kirche von Oberndorf hatte weder eine Küche noch eine Speisekammer. Schließlich fand Nina ein paar Brotkrümel neben der Orgelbank. Der Organist, ein Lehrer aus dem Nachbardorf, brachte sich immer etwas zu essen mit.

Von den drei Krümeln wurde Nina aber nur noch hungriger. Sie suchte weiter. Dann schnupperte sie hinter der Orgel herum. Da roch es gar nicht schlecht. Das war doch Leder? Na, besser als gar nichts. Nina knabberte und knabberte. Als der Mäusebauch voll war, schlief sie ein.

Am nächsten Morgen setzte sich der Lehrer ahnungslos auf die Orgelbank. Er wollte in Ruhe die Lieder für den Weihnachtsabend einüben. Er setzte den Fuß auf das Pedal. Er drückte die Tasten. Er lauschte angestrengt, „Pffft“, machte die Orgel. Sonst nichts. Es klang wie ein Seufzen. Dann kam kein Ton mehr.

„Die Orgel ist kaputt!“ rief der Lehrer erschrocken.

In diesem Augenblick kam der Pfarrer in die Kirche. Er wollte seinem Freund beim Spielen zuhören.

„Die Orgel ist kaputt!" rief ihm der Lehrer entgegen.

„Ausgerechnet jetzt! So kurz vor Weihnachten!" sagte der Pfarrer. Und dann untersuchten sie gemeinsam die Orgel. Sie gingen hinter das Pfeifenwerk. Dort waren die ledernen Blasebälge. Die versorgten die Orgel mit Wind, damit die Pfeifen zum Klingen kamen. Da entdeckten sie die Bescherung.

„Die Blasebälge sind zernagt, und zwar gründlich! Das kann nur eine Maus gewesen sein", sagte der Lehrer.

„Wenn ich die erwische", schimpfte der Pfarrer. Er war sehr ärgerlich. „Eine Weihnachtsmesse ohne Musik - das ist doch unmöglich!"

„Wir müssen uns eben etwas einfallen lassen", grübelte der Lehrer. „Wenn wir ein Lied hätten - ein einfaches Lied, das meine Schulkinder mit den Gitarren begleiten könnten ..."

„Hm", brummte der Pfarrer, „ich habe da ein kleines Gedicht geschrieben." Er zögerte ein bißchen. „Es heißt ‚Stille Nacht, heilige Nacht'. Soll ich es holen?"

Der Pfarrer holte das Gedicht. Der Lehrer las es. Und als er wenig später durch den verschneiten Wald nach Hause lief, fiel ihm bereits eine Melodie dazu ein. Leise summt er sie vor sich hin.

Dann holte er seine Schulkinder zusammen. Das Lied war so einfach, daß sie es schnell spielen und singen konnten.



So kam es, daß das Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" am Weihnachtsabend des Jahres 1818 zum erstenmal in einem kleinen Dorf in Österreich erklang. Von da aus wanderte es um die ganze Welt. Und schuld daran war eine kleine Maus. Ob sie wirklich Nina geheißen hat, weiß ich nicht. Aber daß der Lehrer Gruber hieß und der Pfarrer Josef Mohr, das weiß ich genau. Doch das haben alle Leute längst vergessen. Geblieben ist nur das Lied. Das kennen alle. Du kennst es sicher auch.

Vielleicht singt ihr es auch am Weihnachtsabend? Und vielleicht spielt

in der Kirche die Orgel dazu - falls nicht eine Maus den Blasebalg durchgenagt hat . . .

Der junge Hilfspfarrer Josef Mohr schrieb das Weihnachtsgedicht am 24. Dezember 1818 zu Oberndorf an der Salzach. Da die Kirchenorgel durch Hochwasser unbrauchbar geworden war, konnte sie zur Weihnachtsmette nicht gespielt werden. Mohr bat seinen Organisten, den Lehrer Franz Xaver Gruber um eine passende Melodie für zwei Solostimmen, Chor und Gitarre. Schon am Mittag desselben Tages war das Lied fertig. Es wurde in der Christmette zum ersten Mal aufgeführt.



-----o-----

Wie ich als Neunjähriger daheim in Brünn den Hl.Aabend erlebte

Drei Tage und drei Nächte hat es geschneit, auf den Straßen und Plätzen lag der Schnee handbreit hoch und glitzerte weiß in der Sonne. Die Menschen auf der Straße waren gegen die Kälte verummmt, elegante Damen wärmten die Hände im Muff, gegen feuchte und kalte Füße trug man Gummiüberschuhe, die Herren hatten Galoschen von der Fa.Batá in der Johannesgasse. Spatzen balgten sich um die Pferdeäpfel im Schnee, denn da waren immer noch einige Haferkörner zu erwischen. Hupend fuhren die Personenautos, dazwischen rollte klingelnd die elektrische Straßenbahn, die wir liebevoll "Lepindo" nannten. Die Schaufenster der Geschäfte in der Innenstadt waren weihnachtlich dekoriert, und veranlaßten die Vorübergehenden zum Stehenbleiben, zum Schauen. Das Weihnachtsfest stand bevor. Und als Zeichen, daß dies so war, stand wieder eine hochgewachsene Fichte am Großen Platz hinter der Uhr, die Zweige mit Schnee beladen. Vereinzelt waren Glühbirnen angebracht, die abends einen Lichterbaum zauberten, als Verzierung baumelten bunt verpackte kleine Kartons im leichten Wind. Es war ein richtiger Weihnachtsbaum. Was aber brachte jeden Abend eine Menge Leute dazu stehen zu bleiben und hinaufzuschauen auf den Baum? Das war es. Auf halber Höhe war ein Bildwerfer angebracht, der in langsamer Folge Werbebilder zeigte, mit denen Brünnler Geschäfte für ihr Warenangebot um Käufer warben. Das war ungewohnt und neu und neugierig wie das Volk nunmal ist, versammelten sich die Leute, Spaziergänger, junge Paare aneinandergeschmiegt, Jugendliche, Buben und Mädchen, man vertrieb sich die Zeit oder unterbrach seinen Weg um der Neugier

willen. So hatte der Baum seine staunende Menge. Ohne den Bildwerfer hätte er, so schön und so stolz er auch dastand, keine solche Aufmerksamkeit erreicht.

Draußen die Kälte, in der Wohnung die wohlige Wärme. Der 24. Dezember, der Heilige Abend, war angebrochen, dieser Tag war der Vortag eines kirchlichen Festes und als solcher ein Fasttag, erst am Abend durfte richtig gegessen werden. Dieser Tag war aber auch, und das war für uns Kinder sehr wichtig, der Tag an dem das Christkind abends die Weihnachtsgeschenke unter den Weihnachtsbaum legte. Mit dieser Erwartung war für uns Kinder der Fasttag gut zu ertragen. Zum Frühstück gab es Kathreiners Kneipps Malzkaffee mit Milch und einem Kipfel, mittags eine saure Milchsuppe. Anni und ich hielten uns in der Küche auf. Der Blick durchs Fenster war durch wundervolle Eisblumen verdeckt, hauchte man da gegen, entstanden neue Blumenmuster, strahlenartige kalte Gebilde. Keine Eisblume glich der anderen. Man konnte auch ein Guckloch machen, in dem man lange gegen das Glas hauchte. Im Herd prasselte das Feuer und durch das Ofentürl zuckten feurige Blitze.

Da fragte mich der Vater ob ich mit ihm käme, den Weihnachtskarpfen zu kaufen. Oh ja, das war mir gerade recht, das verkürzte die Zeit des Wartens. Also Schnürschuhe angezogen, in den Mantel, Mütze über die Ohren. Die Mutter gab dem Vater mit auf dem Weg, einen Rogner mitzubringen, wohlwissend, daß das ein frommer Wunsch war. Dem Fisch konnte man nicht ansehen, ob er weiblichen oder männlichen Geschlechts war. Natürlich war ein Rogner, ein weiblicher Fisch, begehrter, mit dem Rogen, den Fischeiern, konnte man eine köstliche Fischsuppe bereiten. Hatte man kein Glück, gab es keinen Rogner, wußte sich die Hausfrau Rat. Weizengries wurde angeröstet und für das Aug, weniger für den Geschmack, war die Fischsuppe gerettet. Wir wohnten in der Masarykstraße, für meinen Vater immer noch die Ferdinandsgasse, gegenüber der Apotheke zum Roten Krebs. Zum Deutsch, bei dem wir den Fischkaufen wollten, gingen wir durch den Rathaussteig zum Alten Rathaus, dann links über den Krautmarkt zur Redoute, dem alten Tanzhaus der Stadt. Dieses Gebäude hatte man 1918, nachdem man den Deutschen das Stadttheater genommen hatte, als Theater zugewiesen. Der große Saal befand sich im oberen Stockwerk, wurde auch sonst für Veranstaltungen genützt, Zu ebener Erde hatten im überdachten Hof die Fleischhauer ihre Stände» Vom Platz zugänglich war nahe dem Blumenmarkt ein Milchgeschäft, der Eingang zum Fleischmarkt, das Portal zum Festsaal, und dann das Wild-und Fischgeschäft des Herrn Deutsch. Wir waren nicht die ersten, die Karpfen kaufen wollten. So war es Sitte im böhmisch-mährischen Raum, daß am Hl.Aabend gebacker Karpfen auf den Tisch kam. In den Klöstern hatte sich dieser Brauch gebildet: Fisch galt nicht als Fleisch und so sorgten die Mönche dafür, daß sie auch an Fasttagen ordentlich satt wurden.

Deutsch bezog die Karpfen aus Südböhmen, von den Wittingauer Teichen, und die sollen, so mein Vater, die besten sein. Wir reihten uns ein in die Schlange der Wartenden. Habetjere, sagte mein Vater und lüftete seine Melone. Vor uns hatte ein Herr sich umgedreht und hatte Vater begrüßt. Es war ein deutscher Bekannter, wäre es ein Tscheche gewesen, hätte Vater "dobry den" gesagt, oder "maucta", was soviel hieß wie "meine Ehre", "Maucta". Da kommt der Herr Deutsch, sagte Vater. Herr Deutsch war der Inhaber des Geschäftes, ein Jude, wie viele Geschäftsleute unserer Stadt. Wir kamen schnell voran. Schon sah ich den großen Holztrog, aus dem Wasser hochspritzte, wenn ein bulliger Mann sein Netz eintauchte und einen Fisch herausholte, "Chelbych velkou Rybu" sagte mein Vater, denn der Mann mit dem Netz war gewiß ein Tscheche. Also, einen großen Fisch wollte mein Vater, der Karpfen sollte ja für sieben Personen reichen, und schon lag er auf dem Tisch, der Riesenfisch. Vater nickte, ein Schlag mit einem Holzknüppel traf den Fischkopf, der Fisch rutschte auf die Waage, dann auf das raschelnde Einwickelpapier des vorgestrigen "Tagesboten". Vater zahlte, packte das Bündel ins Einkaufsnetz und es ging heimwärts. Ab und zu bewegte sich das Bündel, das sind die Nerven, sagte Vater, es sind die letzten Zuckungen. In der Zeit, die wir beim Einkauf waren, hatten meine Geschwister Liesl und Karl den Baum geschmückt. Wie alle Jahre zuvor hatte Vater einen großen Karton Schokoladenfiguren gekauft, die, in buntem Staniolpapier an die Zweige des Weihnachtsbaums gehängt wurden. Kerzen und goldene Girlanden vervollkommt den Schmuck. Von all dem sah ich noch nichts, mit meiner kleinen Schwester Anni mußte ich mich in der Küche aufhalten. Es gab aber auch da genug zu sehen. Mutter hatte den duftenden Weihnachtsstriezel aus dem Rohr gezogen. Vater nahm den Fisch aus und ..., es war ein Rogner! Mutter freute sich und machte sich daran, die Fischsuppe zuzubereiten. Ich nahm die Fischblase und Vater erklärte mir, wozu die gut wäre, damit der Fisch der ja flach war, aufrecht schwimmen könne. Die Zeit verging, ich spielte mit meiner Schwester Anni, dann wurde der Tisch gedeckt, das war so gegen fünf Uhr und dann kam der Karpfen auf den Tisch, in Teilen paniert und gebacken, dazu Kartoffelsalat. Ich glaube, es wurde wenig gesprochen, es heißt ja auch, je besser das Essen, desto weniger muß geredet werden. Ich war ja auch mit meinen Gedanken schon bei der Bescherung. Und dann war es auch so weit. Vater ging ins Zimmer und dann ging die Tür auf und da stand der Baum im Kerzenschein auf dem Tisch und reichte bis zur Zimmerdecke, der Kerzenschein spiegelte sich in den bunten Glaskugeln es war ein wunderschöner Weihnachtsbaum. Unter dem Baum lagen die Geschenke, für mich ein Baukasten Matador, meine Augen sahen nichts anderes, ich sah nur den Baukasten. Nur eines habe ich in Erinnerung, mein Bruder Bruno bekam ein Buch, Sven Hedin's "Durch die Wüste Taklamakan". Dieses Buch habe ich später mit Aufregung gelesen. Obzwar wir reichlich zu Abend gegessen hatten, wurde das Weihnachtsgebäck immer weniger, Mutter mußte auffüllen. Der

Abend ging, es kam die Nacht und damit der Gang zur Christmette. Vergessen habe ich, daß wir Kinder Weihnachtslieder gesungen haben. Als wenn es gestern gewesen wäre, sehe ich mich zwischen meinen Eltern durch den Schnee in dieser stillen Nacht zur Kapuzinerkirche gehen, da gab es eine deutsche Mitternachtsmette. Ich weiß noch, daß die Kirche gesteckt voll war und daß es gewiß ein feierlicher Gottesdienst war, ich war zufrieden und glücklich und weil viel Glück müde macht, war ich mit großer Sicherheit der Müdeste aller Müden und ich werde, als wir nach der Mette wieder daheim waren, im tiefen Schlaf vielleicht von meinem Baukasten "Matador" geträumt haben. Ich bin heute davon überzeugt, daß es das war.

Friedrich Tutsch

-----o-----

Die Krippe des Herrn Severa

Herrn Severa lernten wir bei der Weihe der neuen Mariensäule kennen. Es war sozusagen Sympathie auf den ersten Blick und so setzten wir uns, eine kleine Gruppe aus Mitgliedern des DSKV, anschließend noch zu einer Tasse Kaffee zusammen. Dabei erzählte er uns von seiner Krippe und lud uns zur Besichtigung ein. Leider aber kann die Weihnachtsausgabe unseres Gassenboten nicht warten, bis die Krippe weihnachtlich hergerichtet ist. Weil wir aber ein weihnachtliches Motiv für unsere Titelseite brauchten, entschlossen wir uns, einen zweiteiligen Bericht zu machen. Das Titelbild entnahmen wir dem „Archiv“ von Herrn Severa und die anderen Bilder entstanden während eines Besuches bei ihm. Im GB Heft 1 des 6. Jahrganges 2007, werden wir mehr über die Krippe erzählen.



Bilder: Links: Ordnung muß bekanntlich sein: So werden die bis zu 80 Jahre handbemalten Figuren nach Themen geordnet, aufbewahrt. Mitte: Figurengruppe. Rechts: Noch ist der Grippenkörper hinter einer Plane verborgen, doch die Demonstration gibt eine Ahnung, wie es bald sein wird, nämlich so:



-----o-----

Ironie des Schicksals

In der Stadt Blansko steht seit langen langen Jahren ein Denkmal, ganz nahe am Waldesrand in Lovětín. Es handelte sich um einen russischen Soldaten der angeblich als Fallschirmjäger in der Roten Armee gekämpft hat und im Mai 1945 in



Blansko gefallen war. Vor allem die Kommunisten der Stadt ehrten dieses Denkmal sehr, man pflegte es, gab Blumen und Kränze hin und es wurden dort auch die jungen Pioniere vereidigt.

Bild: Das alte Denkmal

Nun hat man aber ganz andere Tatsachen festgestellt. Dieser russische Soldat, er hieß Fedor Makarenko, diente als Freiwilliger in der deutschen Armee, also in der damaligen Wehrmacht. Wahrscheinlich hat er damals die deutsche Armee in •üsste•d als einen Erlöser vom kommunistischen Joch begrüßt und ist dann mit ihr gezogen und zwar nicht nur im Siegesmarsch sondern auch wenn sich die Wehrmacht zurückziehen •üsste und so kam er zuletzt nach Blansko. In dieser Stadt hatte er einen Dienst in einem Munitionslager als Aufgabe bekommen und ist bei einer Explosion im Lager um sein Leben gekommen. Diese ganz neue Tatsache hat Frau Bürgermeister PhDr. Jaroslava Králová in der regionalen Presse veröffentlicht. Ihr Kommentar dazu ist, das es sich um ein interessantes historisches Paradox handelt.

Bild rechts: Das neue Denkmal

Das Denkmal wurde nämlich auch in der letzten Zeit ganz neu gebaut und gepflegt. Nach dem Kriege hat sich niemand besonders dafür interessiert, wer dieser Soldat Makarenko war, es genügte der russische Name und sofort wurde er zur Roten Armee eingereiht und als Held gefeiert. Jetzt zerbrechen sich vor allem die Kommunisten den Kopf was mit dem Denkmal geschehen soll. Wir aber sind der Ansicht, dass man den Toten seine Ruhe lassen soll und es kommt nach so vielen Jahren nicht mehr darauf an, für welche Seite er gekämpft hat. Man weiß ja nie was einen Menschen zu irgendwelcher Handlung führt, man müsste die Vorgeschichte kennen um es gerecht beurteilen zu können. Aber eine Ironie des Schicksals kann man diese Begebenheit doch nennen.....



Daniela Horak

Daniela Horak hat bei anderen gelesen:

Ungarns Gedenken

In Ungarn ist die erste Gedenkstätte für die nach dem Zweiten Weltkrieg vertriebenen Deutschen eingeweiht worden und damit einen Schritt zur Versöhnung mit den Deutschen getan, die damals vertrieben wurden. In Budaörs (= Wudersch) bei Budapest wurden erstmals eine zentrale Gedenkstätte und ein Denkmal eingeweiht. An der Zeremonie auf dem Alten Friedhof der einst ungarndeutschen Gemeinde nahmen unter anderen die ungarische Parlamentspräsidentin Katalin Szili, der Vorsitzende der deutschen Landes selbstverwaltung in Ungarn, Otto Heinek, und die deutsche Botschafterin Ursula Seiler-Albring teil. Der ungarische Staatspräsident Laszlo Solyom entschuldigte sich bei den Opfern der Vertreibungen, ihren Familien und ihren Nachfahren. In den Jahren 1946 und 1947 sind rund 200 000 Deutschstämmige aus Ungarn vertrieben worden. Die zum Teil erbarmungslos verlaufenen Vertreibungen hatten am 19. Januar 1946 in Budaörs begonnen, als **„die ersten Familien noch mitten in der Nacht auf die Straße getrieben wurden und nur wenige Minuten hatten, um ihre Sachen zu packen“**. Parlamentspräsidentin Szili nannte die Regierungsdekrete, die die Vertreibung und Enteignung der deutschen Bevölkerung in Ungarn zum Gegenstand hatten, **„Dokumente der Schande“**. Sie waren nach der demokratischen Wende von 1989 vom ungarischen Verfassungsgericht außer Kraft gesetzt worden. **„Damit sich die Geschichte nicht wiederholt, muß es ein solches Memento, ein solches Denkmal der Versöhnung geben“**, führte sie weiter aus. Die Politikerin kündigte außerdem an, dass das ungarische

Parlament demnächst einen Gedenktag für die Vertreibung der Deutschen aus Ungarn abhalten werde.

Hut ab vor dieser großen Geste! Spät kommt sie, aber sie kommt. Es bleibt die Frage, wann sich auch Polen, Tschechen, Slowenen und Serben zu ihrer Geschichte bekennen werden. Die heute Lebenden haben keine Schuld an dem, was damals geschah. Wegzuschauen und weiter an den unmenschlichen Beneš- und Bierut-Dekreten festzuhalten macht sie aber mitschuldig vor den Augen der Welt. Ein Eingeständnis erscheint so wenig - und wäre doch so viel auf dem Weg zu einem einigen Europa der Vaterländer und der guten Nachbarschaft, wie sie jahrhundertlang mit den deutschen Siedlern unter fremder Krone beispielhaft funktionierte.

Aus: Recht und Wahrheit / HIP

-----o-----

Die deutsche Minderheit in Polen.

Nicht nur wir, die hiesigen sogenannten böhmischen Deutschen leben in Tschechien als eine Minderheit. Auch in anderen Staaten der Welt sind viele deutsche Minderheiten die unter der Bevölkerung mal besser, mal schlechter leben. Unlängst habe ich einen Artikel über die deutsche Minderheit in Polen gelesen und fand viele Parallelen zu uns. Ich setze voraus, das es unsere Leser interessieren könnte etwas mehr über die deutsche Minderheit in Polen zu erfahren.

Bekanntlich liegt das Zentrum der dortigen Deutschen im Raum Oppeln, Groß Strehlitz, Gogolin und Ratibor. Es handelt sich um Oberschlesier, die vor allem als Bergleute früher dort gearbeitet haben und auch aus diesem Grunde nach dem Jahr 1945 nicht ausgesiedelt wurden. Seit Anfang 1945 leben diese Menschen mit den Polen zusammen. Bis 1989 war dort das ganze Deutschtum brutal unterdrückt Es war die deutsche Sprache verboten und deutsche Namen wurden polonisiert, was wir ja hier aus den früheren Jahren gut kennen. In Polen mußte jemand, der Heinrich hieß sofort Henryk werden, hier bei uns wurde eine Martha zur Marta, eine Daniela zur Dana, einem Bruno wollte man den Namen Hanusch auf zwingen. Und so könnte man mehrere Beispiele nennen. Giack hatte noch der, dessen deutscher Name richtig ins tschechische übersetzt wurde, z. B. Gottlieb als Bohumil. Aber zurück zu Polen. Alles, was an das Deutschtum erinnerte, ob in der Kulturpolitik oder Religion wurde entfernt und rücksichtslos vernichtet.

Leider auch nach 1989 ist die Situation der dortigen Deutschen nicht viel besser geworden, immer sind sie Menschen zweiter Kategorie. Die Polen, sind nämlich - was allgemein bekannt ist- große Nationalisten, siehe die Brüder Kaczinski!, und

wollten schon immer in ihrem Staat nur als Polen leben. Also sind unter dem Druck seit 1945 bereits 2 Nachkriegsgenerationen aufgewachsen. Um welchen -Druck es sich handelt? Ich zitiere aus der .Zeitung:

"Die polnische Sprache ist von Anbeginn die Heimatsprache der Schlesier...
... schicken sie ihre Kinder nur in polnische Schulen. .. schützen sie ihre Kinder vor der Germanisierung... und was die deutschen Freundschaftskreise betrifft, werden sie als germanisierende Penetration von bezahlten Söldnern und Verräter genannt.

Ein Leben der Deutschen unter diesen Bedingungen muß also ziemlich schwer sein. Und es bewirkt auch tiefe Veränderungen auf menschlichen, sozialen und wirtschaftlichen Gebieten. Die zwischenmenschlichen Beziehungen unter den Oberschlesiern sind nicht ohne Folgen geblieben. Für den einen ist der andere viel zu polnisch, für den ändern ist der eine viel zu deutsch. Viele aber fühlen sich halb polnisch und nur noch halb deutsch. Vor allem ist der Druck auf die Kinder bemerkbar. Denn welches Kind aus deutscher Familie will schon in der polnischen Schule anders sein als seine Schulkameraden! In Polen sind auch viele Paare binational, das heißt deutscher und polnischer Herkunft. In solchen gemischten Familien, wo noch dazu die Mutter eine Polin ist, wachsen die Kinder vor allem in der polnischen Sprache auf. Dies ist der Grund, warum die erste Nachkriegsgeneration noch etwas deutsch versteht oder sogar spricht, aber die zweite kein deutsch mehr versteht. Früher wurde in manchen Schulen noch deutsch als freiwillige Sprache erlernt, aber jetzt verdrängt das englische alles, also auch deutsch. Die deutschen Oberschlesier mußten sich also seit 1945 diesen Bedingungen anpassen oder untergehen. Sie hätten sonst nicht in der Heimat bleiben dürfen. Von den Deutschen in der BRD haben sie nie Hilfe und Unterstützung erhalten. Man überließ sie ihrem Schicksal. Nun haben sie aber nach so vielen Jahren unter den Polen auch etwas von deren Mentalität übernommen. Vor allem haben sie gelernt sich anzupassen.

Auf eine Frage wer beim Fußballspiel zwischen Deutschland und Polen gewinnen wird, lautete die Antwort der dortigen Deutschen: WIR! "Auf die erneute Frage was heißt "wir", kam die Antwort : "Entweder die Deutschen oder die Polen. Was aber immer noch als lebendig da steht, das ist der deutsche Sinn für Ordnung und Schönheit .Dazu zwei Beispiele:

Ich zitiere wieder aus der Zeitung:

"Hirschberg, heute Jelenia Gora, war im Jahre 1945 vor dem Kriegsende eine freundliche, schöne und saubere Stadt. Heute eine zweifelsohne polnische Stadt. Die Wohnhäuser grau und farblos mit abblätterndem Verputz. Die Fensterrahmen verwittert, jahrzentlang haben sie keine Farbe mehr gesehen. Also Hirschberg heute eine ausdruckslose, freudlose Stadt ohne Atmosphäre. Diese Beschreibung ist aber typisch auch für fast alle anderen Städte. Die Städte wurden nach dem Krieg

alle mit den schäbigen einfalllosen sozialistischen Plattenbauten aufgebaut. Jetzt sind sie heruntergekommen, ungepflegt, farblos, die Balkone mit Gegenständen vollgestellt und mit Wäsche verhängt.

Im Gegenteil dazu die Gemeinde Gogolin, wo die Deutschen noch heute leben. Gogolin macht einen gepflegten, sauberen und freundlichen Eindruck. Gute, gepflegte Restaurants mit deutschen Speisekarten und deutschsprachigen Bedienungen. Moderne Freizeitanlagen mit Hotelbetrieb machen den Ort zu einem viel besuchten Ferienzentrum.

Also so weit der Artikel in der Zeitung "Der Schlesier." Am Anfang habe ich gesagt, daß man zu den Verhältnissen in Polen bei den dortigen Deutschen Parallelen ziehen kann und so kann es jeder für sich tun, nachdem er meinen Artikel gelesen hat und ich denke jeder von uns hat irgendeine ähnliche Erfahrung auch hinter sich.

Daniela Horak.

Zu ändern Ufern ...

Die Bundesrepublik Deutschland erlebt die größte Auswanderungswelle ihrer Geschichte. Die Zahl der Deutschen, die ihre Heimat verlassen, ist im Vergleich zu den 90er Jahren um 60 % gestiegen. Noch nie seit Gründung der Bundesrepublik haben so viele Deutsche das Land verlassen wie in den letzten beiden Jahren. Im vergangenen Jahr dürften rund 160.000 Deutsche ins Ausland übergesiedelt sein. Da die Statistik nur jene Personen erfaßt, die sich ordnungsgemäß abmelden, dürften die tatsächlichen Auswandererzahlen Expertenschätzungen zufolge bei 250.000 Deutschen jährlich liegen. Der Migrationsforscher Klaus Bade sieht Deutschland in einer bevölkerungspolitischen Krise. Weil es „*uns schlechter gelingt, jungen, fähigen Leuten hier in Deutschland eine Perspektive zu bieten*“, zu gleich aber vor allem gering Qualifizierte zuwanderten, steht für Bade fest: „*Wir rbluten aus.*“

Auswanderungswellen hat es immer wieder gegeben. Sie sind ein Zeichen dafür, daß die Heimat zu wenig Hoffnung bietet, materiell oder geistig. Deutschland muß sich grundlegend wandeln, es muß seinem Volk wieder eine lebenswerte Perspektive bieten - und das wird es. Aber gewiß nicht in der heutigen Form.

Die Heimat verlassen, um Heimat zu finden

Wir können uns das ja heute kaum vorstellen, was das vor Jahrhunderten bedeutete: Da zogen manche von der Brünner Jakobskirche los, um in Santiago de Compostela das Grab des Apostels Jakobus zu besuchen mit einer höchst vagen Vorstellung, wo überhaupt dieser Ort liegt. Warum sie das taten? Oft weil sie ein Gelübde abgelegt hatten, oft aber auch, weil sie auf Grund einer bösen Tat zu dieser Wallfahrt verurteilt wurden. Es gab keine Landkarten, es war ein Weg von einer Herberge zur nächsten. Es bedeutete aber auch, für Jahre in die Fremde zu ziehen. Manche kehrten nach Hause zurück, viele kamen unterwegs um, viele fanden aber auch in der Fremde eine neue Heimat. Aber selbst wenn sie wieder zu Hause ankamen, war dieses „zu Hause“ nach Jahren in der Fremde wieder neu „zu finden“.

Heute ist das natürlich einfacher, es gibt genaue Landkarten, die eine exakte Wegplanung ermöglichen, der Weg selbst ist in Spanien mit der Jakobsmuschel genau markiert und es gibt für fast jede europäische Wegvariante, heute möchte man sagen „Zulaufstrecke“, eine Wanderkarte. Außerdem kann man praktisch von jedem Ort auf dem Pilgerweg problemlos wieder heimreisen, wenn Krankheiten oder andere Probleme einen Abbruch der Wanderung erfordern.

Daß dieser „europäische Kulturweg“ nach wie vor äußerst aktuell ist, zeugt das Treffen der Jakobspilger in München. Es findet zweimal im Jahr statt und erfreut sich eines regen Zuspruches. So auch das diesjährige Herbsttreffen, unter dem Motto

„Die Heimat verlassen, um Heimat zu finden“

Heimat verlassen, das ist zunächst Schmerz, Schwere und Wehmut. Es ist die Herauslösung aus dem gewohnten und vertrauten Umfeld. In früheren Zeiten war das oft gleichgestellt mit ins Elend gestoßen zu werden. Denn in den seltensten Fällen wurde die Heimat freiwillig verlassen. Die Umstände zwangen dazu. Ob es ein Krieg war, oder die blanke Not, Hunger, oder auch der Druck der Umwelt (Kinderkreuzzüge). Alte Lieder zeugen davon, z.B. das Siebenbürger Lied „Ich gohn af de Bräck..“ oder noch deutlicher im Lied „Innsbruck ich muß dich lassen, ich fahr dahin mein Straßen, in fremdes Land dahin, Mein Freud ist mir genommen, die ich nit weiß bekommen, wo ich im Elend bin.“ Heimweh, ein Begriff, der erstmals in einem Brief aus dem Jahre 1569 auftaucht. Der Schweizer Söldnerkommandant Ludwig Pfyffer schrieb an dern Luzerner Rat: „Der Sunnenberg gestorben vor heimwe“. Der Sunnenberg war Fähnrich und musste Luzern verlassen, um sich in der Fremde als Söldner zu verdingen.

Wir kennen alle diese Situation, die zunächst vom Rückblick beherrscht war. Man konnte und wollte es einfach nicht glauben, nicht mehr daheim zu sein. Es fehlte der Nachbar, der Duft der heimatlichen Felder, die vertraute Sprache. Wer

weggeht, weggegangen ist oder weggegangen wurde, liefert sich dem Fremden aus, ist zunächst verwundbar, denn wo werden schon Fremde mit offenen Armen aufgenommen? Auch die Jakobspilger früherer Jahrhunderte werden das erfahren haben. Denn der Satz „Fremde ist Elend“ wurde sicher oft, manchmal zu recht, umgekehrt: „Fremde sind elend“, sie bringen unbekannte Gefahren mit sich...

Aber auch Herausforderungen. Für beide Seiten, denn im Prinzip sind ja beide, die Daheimgebliebenen und die „Fremden“ in einer neuen, ungewohnten Situation.

Die einen müssen sich in einer neuen Umwelt zurechtfinden, sich bewähren, sich im wahrsten Sinne des Wortes einen Platz schaffen. Weil sie das in einer meist abwehrenden Umwelt machen müssen, sind erhöhte Anstrengungen erforderlich. Die anderen, die in ihrer normalen Umgebung bleiben konnten, werden unfreiwillig an diesen „Konkurrenten“, den Eindringlingen gemessen, auch für sie ändert sich die Umgebung, auch wenn es scheinbar die gleiche geblieben ist. Und so trifft man sich, man lernt sich zu verstehen, lernt voneinander und unmerklich wird für die Fremden von da „wo man ist“ ein „da wo man wohnt“ schließlich ein da, wo man „zu Hause“ ist.

Wir haben fast alle diese Stufen durchwandert, einer schneller, der andere langsamer.

Der Heimatbegriff wird offener, ist nicht so ganz an „die Scholle“ gebunden.

Vaclav Havel sagte in seiner Rede im Deutschen Bundestag, dass der Geburtsort das Fenster zum Universum ist, sein kann und sein soll. Das kann man so und so verstehen.

Aber es ist nicht allen Menschen gegeben, das von solch einer hohen Warte zu betrachten.

Also verlassen wir die Jakobspilger und Vaclav Havel. Auch die Bibel erzählt vom Verlassen der Heimat, beginnend schon mit der Vertreibung aus dem Paradies. Auch Adam und Eva mussten sich eine neue Heimat schaffen, wollten sie nicht elend zugrunde gehen. Aber die Sehnsucht, das Heimweh nach diesem verlorenen Paradies ist uns doch bis heute geblieben. Ist es ein Menschheitserbe?

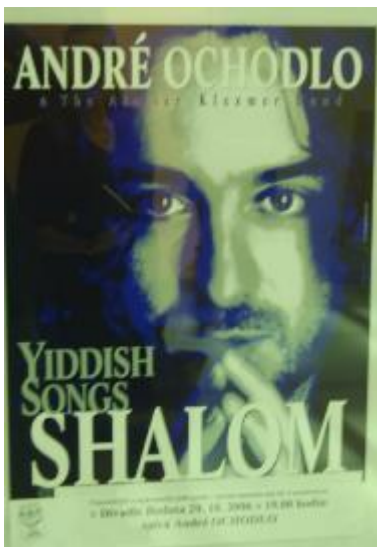
Auch wir, die wir eine neue Heimat annehmen mussten, träumen manchmal. Vom verlorenen Paradies unserer Kindheit, dem Staub der sommerlichen Wege zwischen den Zehen!

g.h.

-----o-----

Jiddisch

Es ist schon einige Jahre her, als ich mit Adi Kohn auf der Terrasse eines Hotelrestaurants am Ufer des Toten Meere beim obligatorischen Tee saß. Im Wasser tummelten sich einige Leute, die sich lauthals unterhielten. Da schnappte ich einige Wortfetzen auf und sagte zu Adi: „Sieh einmal einer an, ich bin hier nicht der einzige Deutsche, die Badenden sprechen deutsch!“ Adi darauf in seinem sehr pfälzerisch eingefärbten Deutsch: „Du täuscht Dich, die Menschen unterhalten sich auf jiddisch!“ Seitdem verfolgt mich das jiddische sozusagen. Im bayerischen Fernsehen lief vor Jahren eine Serie jiddischer Filme aus den dreißiger Jahren. Darin klang es nicht gar so deutsch wie am Toten Meer, aber immerhin, verstehen



konnte man vieles, insbesondere wenn man wie ich in verschiedenen deutschen Dialekten „zu Hause“ ist.

Da nimmt es dann kein Wunder, dass das Plakat: „Yiddish Songs“ an der Brünner Redoute sofort meine Aufmerksamkeit erregte.

Nun waren wir also dort, in der Reduta und haben die jiddischen Lieder genossen.

Der Anfang war seltsam, vielleicht sollte ich sagen grandios: Die Musikanten stimmten ihre Instrumente und daraus entwickelte sich die Melodie zum ersten Lied:

„Shabes! Zol zayn, yidn, shabes, shabes zol zeyn! Shabes oyf der gantsen welt!“

Das ganze Lied entwickelt sich, die Instrumente spielen, man hört man die Stimme, es ist die von André Ochodlo. Ein Musiker, ein Entertainer, einer der seine Lieder mit einem unglaublichen Engagement vorträgt, wenn er fortfährt:

“Yom=tew! Zol zeyn, yidn, yom=tew! Yom=tew zol zayn! Yom=tew oyf der gantsen Welt!“ („Yom=tew“ = *Fest*; *Sholem*=*Friede*)

“Sholem! Zol zeyn, yidn, sholem! Sholem zol zayn! Sholem oyf der gantsen Welt!“



So geht es fort, einmal freudig einmal traurig. Der Bassist versucht, den Liedtext auf tschechisch zu erklären, Erfolgreich? ich weiß es nicht, eher wohl mit mäßigem

Erfolg. Aber was solls! Dem Publikum im recht gut gefüllten Theatersaal der „Reduta“ gefällt es, mit oder ohne Texterläuterung, denn „Libe ken brenen un nit oyfhern, A herts ken beykn, weynen on trern.“ Mal lustig, mal traurig die Lieder, so wie eben das Leben ist. „Shpil=zhe mir a lidele in jidisch. Derwekn zol es freyd un nicht keyn chidisch!“ Freude soll es verbreiten und das tat es! Auch ein kleines Glas Wodka „a Gleyshele Mashke“ gehört dazu und auch die Ermahnung an das Kind, sein Spielzeug mit Sorgfalt zu behandeln „Dayn shpiltsayg, mayn kind, halt zey tayer“,

Gotteslob „Zol di Harfe Got loybn“ und sonstige Alltagsszenen des jüdischen Alltags. Dann natürlich „Bey mir bis tu sheyn“. Die Musiker spielen voller Hingabe, der Schlagzeuger weint und lacht, wie es die Lieder so mit sich bringen



und der Sänger und Chef des ganzen, André Ochodlo, ist ein perfekter Sänger und Schauspieler. Das Publikum liebt es und ihn, der Beifall wird von Lied zu Lied intensiver, trotz „Ich hob dich tsuvil lib“, kann man denn das, zu viel lieb haben?

Das Publikum wollte es nicht wahrhaben, als „die

da vorne“ plötzlich Schluß machen wollten. Warum auch, es klatschte und klatschte und erreichte tatsächlich noch zwei Zugaben. So kam ich noch zu meiner Lieblingsballade „A yiddische Mame“.

Es war schön, fast zu schön um nicht traurig zu sein über das, was da verloren ging!

Deshalb gestatten Sie mir, verehrte Leserinnen und Leser des GB noch ein jiddisches „Lidl“ anzuhängen. Es wurde nicht vorgetragen.

„O Schrek, o moyre'dik pached groys befalt mich, nemt arum mich fest-
Ze zenen do shoyn, di wagonen wider! Nechtn ersht, farnacht- awek
Un heynt zey zenen do shoyn wider, zey shteyn oyfn umshlak shoyn.. du zest,
Di ofenedi mayler? Zey hobn oyfgeefnt zey, a shrek!“

Wie soll man Wortlosigkeit mit Worten ausdrücken? Ich weiß es nicht!

Gerd Hanak

(Oh Schreck, schreckliche Angst, großes Entsetzen überfällt mich, ich bin umklammert-

Sie sind schon wieder da, die Waggon! Grad gestern erst gegen Abend weg
Und heut' sind sie schon wieder hier, steh'n auf dem Umschlagplatz... aufgesperrt
Siehst Du ihre Rachen? Sie haben sie weit geöffnet, oh Schreck!)

-----o-----

In eigener Sache des Autors g.h. zu Maria Magdalena:

Die Buchbesprechung hat ja einigen Staub aufgewirbelt. Insbesondere erregte der Untertitel „Geliebte des Herrn“ die Gemüter. Nun, für diesen Buchtitel kann ich wirklich nichts, er wurde wahrscheinlich vom Verlag gewählt, um Aufmerksamkeit zu erreichen.

Das wäre meiner Ansicht nach nicht erforderlich gewesen, denn wen es interessiert, für den ist der Name Gerald Messadier schon Empfehlung genug.

Nein, Blasphemie, Gotteslästerung, wollte der Autor und auch ich mit der Buchbesprechung nicht begehen. Vielleicht war es aber ein Fehler, als erstes die „Maria Magdalena“ die „Maria ben Ezra aus Magdala“ im GB vorzustellen. Vielleicht hätte ich der Reihe nach beginnen sollen: „Ein Mann namens Jesus“, „Ein Mann namens Paulus“, dann wäre manches verständlicher gewesen. Gut, ich werde das nachholen, aber noch sind wir bei Maria ben Ezra:

Alle, die an die Dogmen der Kirche uneingeschränkt glauben, sollten oder brauchen die Bücher von Messadier nicht zu lesen. Sie werden ihnen in mancher Hinsicht wirklich als Blasphemie erscheinen. Für diese besteht aber auch keine Notwendigkeit dazu!

Aber was ist mit jenen, die viele kirchliche Dogmen nicht anerkennen können und trotzdem an die Sendung von Jesus Christus glauben wollen, ja überzeugt sind, daran glauben zu müssen??

Messadier beschreibt sich selbst als bekennenden Katholiken mit gewissen Einschränkungen. Ich glaube, sein Anliegen zu verstehen: Nach den Erkenntnissen der Physik, die wir heute haben, erscheinen manche kirchliche Dogmen unglaubwürdig. Wie soll man sich die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel auch erklären? (Um der Erdschwere zu entkommen, ist eine Geschwindigkeit von 27 000 km/h erforderlich!)

Da stellt sich doch automatisch der Vergleich mit Galileo Galilei ein. 350 Jahre nachdem Galilei seine These, die Erde sei eine Kugel vor einem kirchlichen Gericht zurücknehmen mußte, kam vom Vatikan die Nachricht, dass Galilei möglicherweise doch Recht gehabt haben könnte. Ich möchte das nicht weiter

ausbreiten, doch bemerken, dass auch die Zukunft manche ähnliche „Erkenntnisse“ bringen könnte.

Da aber ein Menschenleben nicht ausreicht, um kirchliche Prozesse zu erleben, hat Messadier eingegriffen:

„Leute,“ höre ich ihn sagen, „die Botschaft von Jesus Christus ist so wichtig, dass sie auch ohne nachträglich eingefügte Wahrheiten auskommen kann. Sie besteht auch ohne die Auferstehung von dem Tode, ohne die Himmelfahrt!“

Das ist die Botschaft, die ich dem Buch „Maria Magdalena“ entnahm und die ich weitergeben wollte!

-----O-----

Großveranstaltung der Landesversammlung in Prag

Dieses Jahr waren wir wieder mit dabei. Michaela hat wie immer unseren Auftritt sorgfältig vorbereitet und sogar noch im Bus auf der Fahrt nach Prag kontrolliert, ob die Texte auch wirklich „sitzen“. Ob sie ganz zufrieden war? Eher nicht, denn sie hat immer wieder nachgebessert. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, herrschte im Bus eine gute Stimmung. Selbst Rafael, dessen Prologtext ebenso wie der „Abgesang“ erst im Bus entstand, machte einen ruhigen Eindruck. Vielleicht trug auch die Enge im voll besetzten Bus zur guten Stimmung bei!



Nur Michaela blickt, wie man sieht, noch recht sorgenvoll in die nächste Zukunft! Das schlechte Wetter hat bei unseren Pragfahrten ja schon Tradition, also waren wir nicht überrascht. Mit dem Ort der Veranstaltung waren wir rasch vertraut, denn wir erhielten einen Raum für uns alleine, in dem wir noch eine Generalprobe abhalten konnten.

Über unsere Aufführung, es ging dabei um die ewig ungeklärte Kinderfrage, ob es den Nikolo gibt oder ob es ihn nicht gibt, wollen wir nur in Bildern berichten, denn wir können uns ja nicht selber loben, das überlassen wir anderen und die Landeszeitung wird sicher ausführlich berichten, da können wir dann die Lobpreisung unseres Spiels als Zitat übernehmen und im nächsten GB nachliefern.

Diese Zurückhaltung wollen wir nur in zwei Punkten aufgeben: Die Vorrede und die Schlussbemerkungen von Rafael sowie die schauspielerische Leistung von Michaela waren Glanzpunkte der gesamten Veranstaltung!



So spielten wir...



.....rezitierten...



... und wagten gar auch noch ein Tänzchen!

Am nächsten Tag, es war Sonntag, konnten wir uns nicht so richtig einigen was zu unternehmen sei. Die einen wollten gleich heimfahren, die anderen einen Stadtbummel machen. Schließlich fanden wir einen Kompromiß eines zeitlich begrenzten Hradschinrundganges an dem fast alle teilnahmen. Einige blieben im Bus zurück und hatten ein Abenteuer, über das wir aber hier aus Gründen des Jugendschutzes nicht berichten wollen! Bilder gibt es davon auch keine. So waren am Ende alle zufrieden mit dem Erlebten.



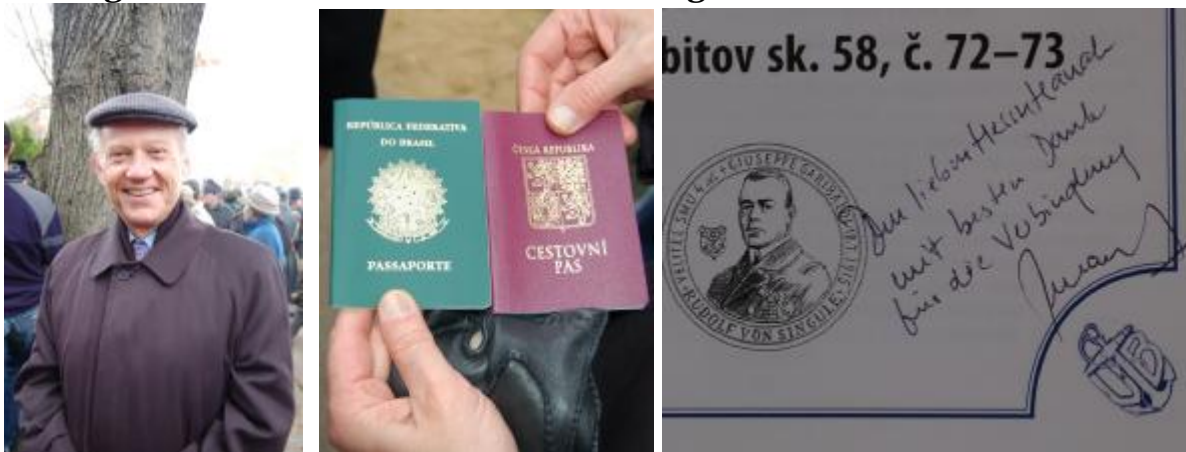
(Der Schotte gehörte nicht zu unserer Gruppe und wir haben auch nicht gefragt, was man einen Kilt tragenden Schotten fragen möchte..)

Brünn erreichten wir wohlbehalten aber recht müde, aber schon wieder mit neuen Plänen für 2007!

-----o-----

Der Enkel aus Brasilien

Einen kleinen Beitrag konnte unser Kleiner Brünner Gassenbote (GB) auch zur gelungenen Veranstaltung des Brünner Schützenkorps beitragen. Dazu kam es folgendermaßen: Nach der Gefallenenehrung am Veteranentag 2005 und dem Besuch des Grabes von Dora v. Singule veröffentlichten wir im GB einen Aufruf nach dem Schicksal oder dem Verbleib von Angehörigen von Rudolf von Singule. Das las Herr Dr. Thomas Sigmund aus Linz, der mich auch anrief und von seinem Vetter in Brasilien erzählte, der ein Enkel von R. v. Singule sei. Daraus entwickelte sich eine Korrespondenz zwischen Herrn Schildberger, Herrn Sigmund und Herrn Maier-Singule, dem „Enkel in Brasilien“. Das Ergebnis konnten wir in Brünn sehen.



Herr Maier-Singule, ein echter Brünner wie er betonte, wagte den Sprung über den Ozean und kam nach Brünn! Er hat seit 3 Jahren auch einen tschechischen Paß, denn er wurde 1946 in Brünn geboren. Wir werden noch darüber berichten!

-----o-----

Anlaß dieses Besuches eines „Brünners“ in Brünn, war die

Enthüllung der Grabplatte für Rudolf von Singule.

Rudolf von Singule wurde, nachdem er am 2. Mai 1945 in seiner Brünner Wohnung von einem russischen Soldaten erschossen wurde, zunächst auf dem Friedhof in einem anonymen Grab beigesetzt. Auf Betreiben der Brünner Schützengilde wurde er jetzt neben seine 1940 verstorbene Frau Dora in das Familiengrab der Familie Kollisch (Brünn / Augsburg) umgebettet. Die Enthüllung der Namensplatte war der Höhepunkt und auch Abschluß dieser Umbettungsaktion. Die Bilder unten zeigen links die angereisten direkten Verwandten gemeinsam mit dem Initiator Mjr. Vlastimil Schildberger, dem Kommandanten



des Traditionsverbandes der Brüner Schützen. Das rechte Bild zeigt die Grabstätte.



-----0-----

Buntes Allerlei:

Erzählungen

In den USA, genauer gesagt, in Pensylvanien, gibt es einen besonderen Ort: Dort kommen in jedem Jahr Menschen zusammen, um Geschichten zu erzählen. Es ist kein Wettbewerb, sondern jeder der mag, kann eine Geschichte erzählen, eine erlebte, eine erfundene, eine lehrreiche oder einfach eine zum lachen. Zunächst war es nur ein Tag, inzwischen ist es eine ganze Woche geworden. Weil so viele Leute Geschichten erzählen und auch zuhören wollen, mussten inzwischen Themengruppen gebildet werden, allerdings sind die Initiatoren darüber nicht ganz glücklich. Sie schätzen mehr, wenn sich um einen Erzähler oder eine Erzählerin spontan eine Gruppe bildet und wenn sich aus einer erzählten Geschichte ein Thema von selbst entwickelt. Es gibt für die Geschichten natürlich kein Honorar. Die Menschen kommen aus dem ganzen Land auf eigene Kosten zusammen, nur wegen der Geschichten, denen sie lauschen möchten, oder die sie erzählen wollen.

Ich habe davon im Autoradio gehört und war begeistert. Wir sollten es auch im nächsten Jahr versuchen. Vielleicht entwickelt sich etwas daraus.

In dem Radiobeitrag wurde folgende Geschichte als Beispiel erzählt.

„Vor dem Dorfrichter klagt eine Frau eine andere wegen falscher Behauptungen und Verleumdung an. Die Angeklagte weist jede Schuld von sich. Sie habe überhaupt nichts behauptet, sondern nur zu einigen Personen eine Vermutung geäußert. Wenn diese das weiter verbreitet haben, gehe sie das nichts, aber auch schon überhaupt nichts an. Wenn sich ihre Vermutung als falsch herausgestellt habe, täte ihr das leid und sie entschuldige sich dafür.“

Der Richter dachte lange nach, dann erhob er sich und brachte ein kleines Daunenkissen hervor, auf dem er bisher saß. Er gab es der Angeklagten und wies sie an, auf den Marktplatz zu gehen dort das Kissen aufzuschneiden und die Daunen zu zerstreuen. Anschließend soll sie die Daunen wieder einsammeln und ihm das Kissen zurückbringen, denn er säße nun einmal gerne darauf. Das sei sein Urteil. Die Angeklagte war froh, so billig davon gekommen zu sein und eilte zum Marktplatz.

Sie schnitt das Kissen auf und die Daunen quollen hervor. Als sie diese aber wieder in das Kissen hineinstopfen wollte, kam ein Windstoß und blies die Federn davon. Sosehr sie sich auch bemühte, sie konnte nur einen kümmerlichen Rest einfangen und mit dem fast leeren Kissen dem Richter zurückbringen. Dort stand sie weinend und mit fast leeren Händen und sah ihr Unrecht ein: Es ist leicht, Gerüchte auszustreuen, aber so gut wie unmöglich, diese wieder „einzufangen“. Selbst eine Entschuldigung kann nichts wieder gut machen.“

Vielleicht sollte eine „verdiente Persönlichkeit“ der kleinen Brünner deutschen Gemeinde auch einmal über das Daunenkissen nachdenken. Es ist so leicht, hinter diesem und jenem eine „angebräunte Gesinnung“ zu vermuten und dies auch zu verbreiten, wenn dann andere dies übernehmen, kann sie doch nichts dafür...

g.h.

-----o-----

München und Brünn

Da besteht ein ganz gewaltiger Nachholbedarf: In München sollen 14 000 Tschechen leben, wohlgemerkt Tschechen sind gemeint, nicht vertriebene Deutsche, die auch einmal tschechoslowakische Staatsbürger waren, nein richtige Tschechen. Diese haben zwar meistens auch einen deutschen Paß, aber das rührt noch aus der Zeit des kalten Krieges her. Also lassen Sie uns einfach einmal rechnen. München hat ca. 1,3 Millionen Einwohner, darunter sind 14 000 Tschechen (und 5000 Niederländer und..). Brünn hat 400 000 Einwohner, also knapp ein Drittel der Münchner Bevölkerung. Um ein Gleichgewicht herzustellen, müssten in Brünn ca. 4000 Deutsche leben. Da besteht also wirklich noch ein gewaltiger Ausgleichs- oder Nachholbedarf!

Die Tram fährt wieder durch die Stadtmitte



Vorläufig wenigstens, ob es so bleiben wird, ist noch nicht sicher. Jedenfalls sind ganz unterschiedliche Meinungen dazu zu hören. Menschen, die nicht gar so gut zu Fuß sind, begrüßen die „Vierer“, mit der sie ohne Beschwerden in die Stadtmitte zum Freiheitsplatz fahren können.

Andere wiederum betrachten die „Elektrische“ als Störfaktor in der Bummelmeile. Man kann gespannt sein, welche Fraktion schließlich die Oberhand behalten wird. Aber nachdem die Geleise mit großem Aufwand gelegt wurden, sollten sie auch benutzt werden. Vielleicht könnte man den Vorschlag des Münchner Querdenkers Karl Valentin anwenden: Montags die Tram, Dienstags die Fußgänger, Mittwochs die Radfahrer und so weiter..



Zur Bummelmeile muß sich die Fußgängerstrecke Masarykova-Freiheitsplatz-Česka erst noch entwickeln. Da besteht schon noch ein Nachholbedarf gegenüber einer Münchner Kaufinger-Neuhauserstraße oder der Ingolstädter Ludwigsstraße. Aber das wird schon noch, mit oder auch ohne Tram!

g.h.

-----o-----

Und weil wir schon bei Verkehrsverbindungen sind:

Die Autobahn München – Brunn ist jetzt durchgehend befahrbar.

Mit der Verkehrsübergabe des letzten Teilstückes der Autobahn vom Autobahnkreuz Oberpfälzer Wald in Bayern bis zur tschechischen Grenze bei Waidhaus und der Umfahrung von Pilsen, besteht jetzt eine durchgehende Autobahnverbindung von München nach Brunn! Natürlich wird dies allenthalben als Verbindung von München nach Prag und damit als die Wiedererstehung der

seit Karl III. bestehenden Via Carolina gefeiert. Aber diese hat bekanntlich in Nürnberg und Prag ihre Pole und fertig wird diese Strecke auch erst 2008, wenn alles gut geht. Also bleiben wir erst mal bei München – Brünn. Ich mag ja Prag nicht Unrecht tun, aber dort fahren alle die Leute hin, denen nichts besseres einfällt. Die wirklichen Kenner fahren nach Brünn, denn diese Stadt hat mit München vieles gemeinsam, wie der scheidende Brünner Primator Richard Svoboda im Gespräch mit dem Schreiber dieser Zeilen bemerkte. Er hat damit sicher nicht nur gemeint, dass in beiden Städten die Tram „Tram“ heißt und auch ihre Spurweite die gleiche ist. Also, liebe Leute, lasst Euch durch den permanenten Stau an der Prager Moldaubrücke nicht aufhalten, steht die Fahrt bis Brünn durch. Ihr werdet es nicht bereuen! Manchmal ist auch der Brünner Himmel weiß-blau und nach dem dritten Glas Stare Brno-Bier sieht der Brünner Himmel ohnehin genauso aus wie der Münchner.

Ja, das sollte auch nicht vergessen werden: Die Autobahnstrecke Brünn – München ist natürlich ebenfalls durchgehend befahrbar, meistens jedenfalls, aber wenn man einmal Prag hinter sich gelassen hat, kann eigentlich nicht mehr viel passieren, wenn nicht gerade ein wichtiges Fußballspiel in der „Arena“ kurz vor München den Verkehrsfluß stoppt. Und um eine weitere Gemeinsamkeit nicht zu verheimlichen, auch in München gibt es ein ganz gutes Bier. Warum es nicht probieren!

g.h.

-----o-----

Zeit(en)wende in Europa

Der spanische Philosoph Jose Ortega y Gasset schrieb einmal von der „Proletarisierung des Wasserklosetts“. Das klingt sonderbar, macht aber Sinn. Als nämlich die ersten WC's aufkamen, konnten sich die Besitzer als Angehörige einer exklusiven Klasse fühlen. Immerhin war ja das erste nachweislich in Deutschland installierte WC das auf der Feste Coburg, das anlässlich des jährlichen Besuches der englischen Königin Viktoria dort eingebaut wurde. Viktoria war bekanntlich mit Prinz Albert von Sachsen Anhalt Coburg Gotha.. verehelicht, der die englische Königin heiraten musste, weil sein Name für sein kleines Land einfach zu lang war. Zurück zum WC: Mit der Ausbreitung der WC's fühlten sich die vormaligen exklusiven Besitzer benachteiligt, obwohl man ihnen nichts weggenommen hatte. Sie mussten sich, wollten sie sich weiter als Angehörige einer hervorgehobenen Bevölkerungsschicht fühlen, einem anderen Prestigeobjekt zuwenden. Vielleicht war das ein Auto, ich weiß es nicht, y Gasset hat das nicht weiter ausgebreitet (Wer es nachlesen möchte: Jose Ortega y Gasset „Der Aufstand der Massen“, ziemlich alt, vor 50 Jahren war es ein Kultbuch der damaligen Jugend).

Es ist noch nicht so lange her, da hatten Funkuhren einen ähnlichen Status wie vormals die WC's. Weil aber die Produktablösung immer schneller erfolgt und die asiatischen Produzenten sich nicht um den exklusiven Charakter scherten, wurden diese Funkuhren zu einem Massen- sprich Alltagsartikel. Beigetragen hat die europaweit eingeführte Sommer- Winterzeit, denn die Funkuhren ersparen uns die gedankliche Akrobatik der Vor- und Rückstellung der Zeit. Die Funkuhren stellen sich vor und zurück, korrigieren kleine Zeitabweichungen, kurz und gut, sie bringen uns die Zeit sekundenbruchteilgenau ins Haus, in die Wohnung, überall



hin. Es gibt keine Ausrede mehr, dass die Uhr ungenau gehe, dafür sorgt schon der starke Langwellensender in dem kleinen Ort Mainflingen in der Nähe von Frankfurt am Main. Dieser sendet die Zeit permanent nach ganz Europa! Er hat eine Reichweite von gut 2000 km. Gesteuert und überwacht wird die europäische Zeit von einer sogenannten Atomuhr, und damit ja nichts schief gehen kann, stehen zwei weitere solcher Uhren als Reserve bereit. Der Sender selbst steht in dem oben erwähnten Ort Mainflingen, der wegen seiner zentralen europäischen Lage ausgewählt wurde, verantwortlich für die Zeit in Europa ist aber die Physikalisch-Technische Bundesanstalt in Braunschweig. Da könnte man stoßseufzen: Die guten Ausreden werden immer weniger, jetzt kann man nicht einmal mehr in Ruhe und mit gutem Gewissen verschlafen!

Wir können nur hoffen, dass polnische Politiker darin nicht auch noch den Versuch einer deutschen Zeit-Dominanz in Europa sehen und die Verlegung des Senders verlangen, vielleicht nach Entenhausen...

-----o-----

Verleihung des Anton Gindely-Preises 2006



Der diesjährige Anton Gindely-Preis ging an den Brünner Professor PhDr. Jiří Maliř und wurde am 15.11. im Brünner Österreich Institut überreicht.

Wir gratulieren herzlich dazu!

Frau Dr. Sylva Schwarzenegger und Gerd Hanak im Gespräch mit Prof. Maliř (links).

Der neu gestaltete Freiheitsplatz

Die „Inbetriebnahme“ des Freiheitsplatzes erfolgte in zwei Schritten, einem religiösem und einem weltlichen: Zunächst wurde die neue Mariensäule durch Bischof Cikrle geweiht und dann, wenige Tage später, wurde der gesamte neu gestaltete Platz durch Primator Richard Svoboda der Bevölkerung übergeben.



Mit diesem Bild vom schönen Brunn wünscht der Vorstand des Deutschen Sprach- und Kulturvereins allen Mitgliedern und Freunden ein schönes Weihnachtsfest und ein Gutes Jahr 2007!

Georg Nestrashill, Vorsitzender

Impressum:

Redaktion; Daniela Horak, Blansko, Gerd Hanak (g.h.), Brno / Krailling
Gestaltung und Satz: Gerd Hanak Anzeigen: Keine

Alle Artikel geben die Ansicht des Verfassers wieder ! Beiträge sind willkommen, eine Verpflichtung zur Veröffentlichung wird nicht übernommen. Abgedruckte Beiträge können, soweit es sich nicht um übernommene und entsprechend gekennzeichnete Artikel handelt, gerne, aber bitte unverändert, auch anderswo abgedruckt werden. Wir senden diese auch gerne per Diskette oder e-mail zu, um wertvolle Arbeitszeit zu sparen.

Postadresse Redaktion G. Hanak, Tabor 30 a, 602 00 Brno, Fax 05 41236986. e-mail: dskv-brno@volny.cz

Herausgeber: Deutscher Sprach-und Kulturverein Brno/Brünn (DSKV), Musilova 3, 624 00 Brno

Spendenkonto in Deutschland: 102431351, bei Münchner Bank e.G. BLZ : 701 900 00 , G.Hanak für DSKV

Das DSKV Konto in der Tschech.-Rep. lautet: 4010044726 bei Volksbank Brno. Auch hier sind Spenden willkommen.